



Junges und altes Wissen in Kooperation

- von den Entwicklungen der universitären Forschung und Lehre

PROF. DR.
HANS-JÖRG
RHEINBERGER

Studium der Philosophie
und Biologie in Tübingen
und Berlin, M.A. Philosophie
(1973), Diplom in Biologie
(1979) und Promotion Dr.
rer. nat. FU Berlin (1982),
Habilitation im Fach Mole-
kularbiologie FU Berlin
(1987), Universitätsdozent
Univ. Lübeck (1990), a.o.
Professor Univ. Salzburg
(1994), Wissenschaftliches
Mitglied (seit 1996) und
Direktor (seit 1997) am
Max-Planck-Institut für
Wissenschaftsgeschichte,
Honorarprofessur TU Berlin
für das Fach Wissenschafts-
und Technikgeschichte (seit
1998). Seit 1998 Mitglied der
Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissen-
schaften, seit 2002 Mitglied der
Leopoldina, Ehrendoktor-
würde der ETH Zürich 2006,
Cogito-Preis (2006).

Das Humboldtsche Ideal von der Einheit von Lehre und Forschung hat bis heute Bestand. Dabei schafft das System Universität den Rahmen, in dem altes und neues Wissen aufeinandertreffen und in einen produktiven Austausch innerhalb der Lehre und Forschung treten kann. Das KM Magazin unterhielt sich mit dem Wissenschaftsphilosophen Prof. Dr. Hans-Jörg Rheinberger über den Wandel der universitären Lehre und Forschung.

Das Gespräch führte Veronika Schuster, vs@kulturmanagement.net

KM Magazin: Sehr geehrter Herr Rheinberger, der Kulturbetrieb wird gerne gefragt: Warum brauchen wir Kunst und Kultur? Im besten Fall soll er sich über die Antwort legitimieren. Erlauben Sie mir ganz schlicht zu fragen: Warum brauchen wir Wissenschaft?

Prof. Dr. Hans-Jörg Rheinberger: Wenn wir zu dem, was wir schon wissen, mehr und Neues erfahren wollen, dann brauchen wir Wege, um zu diesem zusätzlichen Wissen zu gelangen. Nichts anderes tut Wissenschaft: ausgehend vom aktuellen Wissensstand neue Wissensgründe zu erschließen. Für diesen Erkenntniszuwachs benötigen wir Wissenschaft.

KM: Braucht man dafür die Struktur der Universität? Könnte diese Wissensgenerierung nicht auch auf anderen Wegen geschehen?

HJR: Eine Struktur wie die der Universität existierte ja nicht immer. Die Universität, wie wir sie heute kennen, hat sich allerdings über Jahrhunderte hinweg aus mittelalterlichen Ausbildungsstrukturen heraus entwickelt. Den großen Schnitt gab es in Deutschland im frühen 19. Jahrhundert mit der Entwicklung hin zur sogenannten Humboldtschen Universität mit dem zentralen Anliegen der Einheit von Lehre und Forschung. Das Ideal dabei ist es, das, was man bereits weiß, mit dem zu verknüpfen, was man in Erfahrung bringen möchte. Ein Ideal, dem man sicher nicht immer gerecht wird und werden kann, das aber als solches seit 200 Jahren Bestand hat.

KM: Was meinen Sie damit, diesem Ideal wird man nicht immer gerecht?

HJR: Ein Studierender wird in der aktuellen Ausbildungssituation, das heißt als Bachelor- oder MasterstudentIn, die ideale Verknüpfung von Lehre und Forschung nicht mehr uneingeschränkt leisten können. In den vergangenen Jahrzehnten wurde dies durchaus noch von der Ausbildung an der Universität gefordert und durch mehr Freiraum gefördert. Die Lehre bei Bachelor und Master ist eher anwendungsorientiert und vermittelt Kenntnisse für ein be-



... Junges und altes Wissen in Kooperation

stimmtes Tätigkeitsfeld. Dieses System gibt dem Absolventen im Idealfall aber zumindest die Grundfertigkeit zur späteren lebenslangen Wissenseignung mit. Das hat insoweit seine Berechtigung, da wir heute in einer Wissensgesellschaft leben, wie es heißt. Der Schritt hin zur Forschung im engeren Sinne wird meist erst mit der Promotion getan.

KM: Welchen Raum, welche Freiheit benötigt dann Forschung und Wissenschaft, um neues Wissen bilden zu können?

HJR: Es muss Räume des Forschens geben. Diese haben sich im Zuge der Wissenschaftsentwicklung in den letzten Jahrhunderten herausgebildet. In den Naturwissenschaften wird dieser Raum zumeist als Labor bezeichnet, in den Geisteswissenschaften bildete seit dem 19. Jahrhundert das Seminar einen solchen Raum. Es sind Orte, in denen Lehre und Forschung ineinandergreifen. Das bedeutet, dass nicht nur das alte Wissen vom Lehrenden referiert wird, sondern innerhalb eines vertieften Austauschprozesses das neue Wissen aus der Forschung und auch von Seiten der Studierenden eingebracht wird.

KM: Welche Rolle spielt dabei die oft geforderte Interdisziplinarität?

HJR: Seminare sind per se disziplinär orientiert. Das muss auch so sein, denn hier muss intensiv in die Tiefe gegangen werden. Nur mit einem vertieften Wissen und ausreichend Kenntnissen kann man forschen und auch darüber kommunizieren. Die große Herausforderung für die Universität ist es, Mittel und Wege zu finden, auf der einen Seite einen Fundus an Fachwissen von der einen an die nächste Generation weiterzugeben. Auf der anderen Seite muss sie aber verhindern, dass sich dieses Spezialwissen nach außen hin abschottet und in sich abschließt. Hier muss der Austausch eine produktive Funktion einnehmen und Wissen horizontal weitergegeben werden können – dafür braucht es die passenden Strukturen. Aber interdisziplinär zu arbeiten und Wissen zu vermitteln will gelernt sein.

KM: Wissenschaftler sind per Gesetz in ihrer Forschung und Lehre frei, sie entscheiden selbst darüber, was sie erforschen und was sie davon weitergeben. Inwieweit steht diese Wissenschaftsfreiheit an Hochschulen in Konkurrenz zu den Forderungen, transferierbares Wissen zu bilden? Ich denke hier an die wirtschaftliche und produktive „Wiederverwertbarkeit“ von Forschungsergebnissen.

HJR: Es ist nicht grundsätzlich etwas Schlechtes, wenn man als Einrichtung, die von öffentlichen Geldern finanziert wird, im Blick behält, dass die Ergebnisse – ob nun der Absolvent oder das Forschungsergebnis – von und für die Gesellschaft nutzbar gemacht werden können. Ein Wissenschaftler kann sich in der Tat dem Druck, ein Ergebnis zu liefern, nicht völlig entziehen – vor allem wenn Sie den Bereich der Drittmittelprojekte betrachten. Das kann durchaus zu einer Frage der Legitimation werden, da hiervon mitunter die Finanzierung des Lehrstuhls abhängt. Aber das ist eine Sache, die es zu managen gilt. Es muss eine Art Mischkalkulation geben: Das Budget darf sicher



... Junges und altes Wissen in Kooperation

nicht vollständig von außen gesteuert sein und die Forschung somit in eine Abhängigkeit von außen geraten.

KM: Forschungsgelder einzuwerben ist unheimlich zeitaufwendig und arbeitsintensiv. Bleibt da noch Zeit zu forschen?

HJR: In Amerika muss man nahezu 100 Prozent seiner Mittel und Gelder einwerben. Von diesem Zustand ist die deutsche Forschungslandschaft noch weit entfernt und im Vergleich herrscht dahingehend hierzulande eine exzellente Situation. Aber man kann auch feststellen, dass dies keinen negativen Einfluss auf die amerikanische Forschungslandschaft und deren Resultate hat – also weniger Ergebnisse generiert werden würden.

KM: Welche Rolle spielt bei der finanziellen Förderung von einzelnen Wissenschaften der Blick der Öffentlichkeit auf diese? Geht er tendenziell zu den Naturwissenschaften und deren mitunter spektakulären und wirtschaftlich gut zu verwertenden Entdeckungen?

HJR: Das ist eine schwierige Frage. Ich denke, dass sich diese Tendenz hierzulande noch in Grenzen hält. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft etwa achtet darauf, dass bei der Verteilung der Mittel die Geisteswissenschaften nicht zu kurz kommen und somit auch kleinere Fächern nicht marginalisiert werden. Aber das bedeutet auch, dass diese „kleineren“ Fächer sich verbünden müssen, um ihr Spezialwissen zu verknüpfen und damit eine wahrnehmbare Relevanz herzustellen. Was nützt uns beispielsweise Wissenschaftsgeschichte – wie ich sie betreibe – wenn sie sich von dem Geschehen an einer Universität abkoppelt und nicht in der Lage ist, in diesem Wissensuniversum zu agieren und mit den anderen Disziplinen zu kommunizieren? Man muss plausibel machen, dass das Fachwissen nicht isoliert da steht. Wenn Sie so wollen, ist es eine Frage sowohl der internen als auch der externen Öffentlichkeitsarbeit.

KM: Aber ist es hier nicht auch für die Öffentlichkeit schwierig, dem Wissenschaftsbetrieb noch zu folgen? Betrachtet man die Unmenge an neuen Studiengängen, die sich in den vergangenen Jahren entwickelt haben – und bei deren fantasievollen Titeln man kaum noch eine Vorstellung hat, was sich dahinter verbirgt.

HJR: In der Tat existiert eine Tendenz zur Kleinteiligkeit bei der Spezialisierung der Masterstudiengänge. Aber mir fällt es hier nicht leicht, eine Diagnose für diese Entwicklung zu stellen. Diese Studiengänge sind mitunter nicht auf Langlebigkeit ausgerichtet und verschwinden so schnell, wie sie eingerichtet wurden. Ob das eine neue Form ist, zeitlich begrenzt Spezialwissen zu generieren und zu konfigurieren, und das in einem steten Wandlungsprozess – das wäre eine neue Qualität gegenüber den klassischen, disziplinären Dichotomien, wie wir sie aus dem 19. Jahrhundert kennen. Es ist eine bemerkenswerte Tendenz, die nicht auf dem Reißbrett entstanden ist, sondern sie passiert und stellt eine Form von Selbstorganisation dar. Ob das



... Junges und altes Wissen in Kooperation

besser oder schlechter ist, würde ich so nicht beantworten wollen. Das wird sich in der Praxis herausstellen.

KM: Wenn hinter diesen Studiengänge eine gewisse Schnellebigkeit steht, wie können sich hier dann Wissenschaft und Forschungsstandards entwickeln?

HJR: Das ist durchaus ein seriöses Problem, das aber nicht unlösbar ist: Denn sauber methodisch zu arbeiten, sollte unter jedem Titel und Thema möglich sein. Und auch diese partikularisierten Fächer agieren in einem größeren Forschungskontext bzw. unter einer „Dachdisziplin“, die gewisse Forschungsstandards und Methoden vorgibt.

KM: Lassen Sie uns noch abschließend den Blick auf einen anderen Aspekt werfen: Wissenschaft hat in der Geschichte immer wieder gezeigt, welchen politischen und gesellschaftlichen Einfluss sie nehmen kann – ob nun positiv oder im frühen 20. Jahrhundert auch unter negativen Vorzeichen. Wie steht es im „Wissenschaftsbetrieb“ um die Selbstreflexion?

HJR: Das ist ein sehr wichtiger Punkt. Es ist ein Thema, dass in den Naturwissenschaften leider etwas unter die Räder geraten ist. Hier gibt es meines Erachtens dringenden Nachholbedarf. Früher gab es die Institution des Philosophicums – ein Naturwissenschaftler musste eine bestimmte Anzahl von Veranstaltungen aus der Philosophie besucht haben. Die Geisteswissenschaften haben eine stärkere Tendenz zur Selbstreflexion, die durch diese Institution ein Stückweit an Naturwissenschaftler vermittelt wurde. Die Reflexion über das eigene Tun und auch über die Geschichte des Faches und dessen gesellschaftliche Bezüge nimmt eine wichtige Rolle bei der Entwicklung einer Wissenschaft ein. Hier neue Formen für das Curriculum zu finden, ist eine Herausforderung für die Zukunft. ¶